



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

††: Von der preußischen Grenze.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

kont; auch Edelmann blieb ihr nicht fern, der in seinen Irrfahrten mystischen Stoff genug gesammelt hatte. Wenn Spinoza wenigstens anscheinend sein ganzes System auf den Syllogismus gründet, glaubte Edelmann die Hauptquelle für die Idee des Uebersinnlichen im unmittelbaren Gefühl zu finden, das er für untrüglich hielt, weil es ihm einen allseligen Gott und eine allselige Welt zeigte, in der kein Teufel und keine Sünde vorkäme. Die Welt ist gut, die menschliche Natur ist gut, beides sind die unmittelbaren Offenbarungen Gottes: dies waren die Hauptpunkte seines Glaubens. Spinoza hatte dieselben mit Ruhe und sogar mit einer gewissen Milde vorgetragen: in Edelmann, der sich so lange in pietistische Grübeleien vertieft hatte, erweckte es einen grimmigen Haß gegen das, was er allein im Christenthum kannte, gegen die Lehre von der Verderbniß der menschlichen Natur. Im letzten Heft der unschuldigen Wahrheiten, mit dem er diese Sammlungen schloß, ruft er aus: „Ich will kein Sektenflücker sein; viel weniger will ich einen albernen Baumeister abgeben, der auf den alten Trümmern ein neues Gebäude auführt. Jetzt habe ich wie Jeremias keinen andern Beruf, als daß ich ausreißen, zerbrechen, zerstören und verderben soll alles, was nur Orthodogie und falscher Gottesdienst, pharisäische Theologie und falsche Mystik ist. — Man muß es, das ist unsere erste Pflicht, mit der Lüge verderben, man darf sie nicht mit Bescheidenheit tractiren. — Verdrießt es auch die Welt, daß man sie nicht schont, so bleibt doch allemal ein heimlicher Stachel im Herzen übrig, der sie mit der Zeit schon empfindlich genug rühren wird.“ J. S.

(Schluß im nächsten Heft.)

### Von der preussischen Grenze.

Nachdem wir im vorigen Heft über den bevorstehenden Congress des Nationalvereins unsere Wünsche ausgesprochen, sind wir nach Abschluß desselben unsern Lesern schuldig anzugeben, wie weit wir dieselben befriedigt finden. Es ist nur der Form wegen; denn wer mit einiger Aufmerksamkeit den koburger Verhandlungen gefolgt ist, wird sich selber sagen können, daß wir in dem alten Verhältniß stehn. Die Nationalzeitung hat in No. 423 eine Kritik dieser Verhandlungen gegeben, der wir uns in allen Punkten anschließen. Einiges sei uns hier noch verstatet hinzuzufügen.



Die Hauptsache beim Nationalverein ist, daß er überhaupt existirt und daß er den Wunsch des deutschen Volks, sich inniger an einander zu schließen, wach erhält. Weit mehr als seine Mitglieder wissen seine Gegner, daß dieser Wunsch mit logischer Nothwendigkeit zu einer Lösung des Bandes führt, das uns an die österreichische Familienpolitik fesselt. In sofern finden wir das erhebende Gefühl am Schluß der Versammlung, daß durch ein diplomatisches Compromiß die Spaltung des Vereins verhütet wurde, vollkommen verständlich.

Auf der andern Seite hat grade dies erhebende Gefühl etwas Bedenkliches für uns. Denn es ergibt sich aus den Verhandlungen, daß die Klarheit unsrer politischen Ueberzeugung seit 1849 doch noch keine erheblichen Fortschritte gemacht hat, daß wir uns noch immer bemühen, Unvereinbares zu vermitteln, den Schatten und die Realität zugleich mit der Hand festzuhalten. Nehmen wir an, sämmtliche deutsche Fürsten hätten den aufrichtigsten Willen, den Wünschen des Nationalvereins und der durch ihn ausgesprochenen Gesinnung Rechnung zu tragen, so wüßten wir wahrlich nicht, wie sie das anfangen sollten. Hätte der Nationalverein, da es in der That sehr schwer ist, die letzten Ziele der deutschen Politik überhaupt zu formuliren, nur das nächste im Auge behalten, und sich in den beiden Fragen, für die unter den deutschen Staaten der eine bereits mit Entschiedenheit aufgetreten ist, der Bundeskriegsverfassung und der kurhessischen Frage, sich entschieden für die preussische Auffassung erklärt, so hätte er mehr wirken können. Denn es wäre ein ganz unglückseliges Vorurtheil, wenn er meinte, für sich allein etwas durchsetzen zu können; er kann es nur, in sofern er sein moralisches Gewicht in die Waagschale einer Regierung wirft, die über bedeutendere Mittel verfügt und dadurch die Entschlossenheit eben dieser Regierung verstärkt.

Was nun die zweite brennende Frage betrifft, die italienische, so müssen wir uns zunächst mit den Ausschlußanträgen vollkommen einverstanden erklären. Die beiden Hauptgesichtspunkte, auf die es uns bei der Beurtheilung dieser Frage ankommt, waren gleichmäßig darin gewahrt: wir haben erstens zu fürchten, daß durch Niederwerfung der italienischen Bewegung die in Oestreich verförperte Reaction neue Kraft gewinnt; wir haben zweitens zu fürchten, daß Frankreich diese Bewegung zu selbstsüchtigen Zwecken ausbeutet. Wenn man beide Punkte streng im Auge behält, so ist der Weg unserer Politik klar vorgezeichnet. Um so mehr ist zu bedauern, daß man über diesen Antrag zur Tagesordnung gegangen ist, was sich freilich daraus erklärt, daß man sehr verschiedener Meinung war. Aber Garibaldi und Napoleon können nicht darauf warten, bis die Tagesordnung des Nationalvereins diesen Gegenstand von Neuem zur Sprache bringt.

Die letzten Tage haben uns die Krisis auf eine erschreckende Weise näher geführt. Sardinien scheint entschlossen, eine rücksichtslose Eroberungspolitik zu beginnen, und auf der andern Seite nähert sich unheimlich die heilige Allianz. Man überlege wol was das heißt!

Seit zwei Jahren ist fortwährend das Dogma wiederholt worden, eine Aussöhnung zwischen Rußland und Oestreich sei unmöglich. Ein starkes mächtiges Oestreich freilich würde sich den russischen Vergrößerungsplänen im Orient nicht leicht fügen; wenn es sich aber für Oestreich, wie es wirklich der Fall ist, um die Existenz handelt, so wird es alles bewilligen was Rußland will, nicht blos die Donaufürsten-



thümer, sondern zur Noth auch Konstantinopel. Auf der andern Seite wird auch das russische Reich ebensowol von Sympathien als Interessen bestimmt; und daß es für die neuitalienische Methode, Staaten zu verschmelzen, keine Sympathie hegt, diese Wahrheit wird dadurch keineswegs abgeschwächt, daß es die Methode unter Umständen selber befolgt.

Gelingt es nun, auch Preußen zu gewinnen und so die heilige Allianz wieder herzustellen, so hat Oestreich von den beiden verbündeten Staaten nichts weiter zu verlangen, als unbedingte Garantie gegen die Einmischung Frankreichs in die italienischen Angelegenheiten. Denn mit den Italienern allein kann es noch selber fertig werden.

Unter diesen Umständen sieht jeder Freund der Freiheit dem Fortschritt der italienischen Bewegungen mit trüber Besorgniß entgegen. Es ist freilich nicht möglich, die Männer, welche diese Bewegung leiten, nach den Grundsätzen gemeiner Klugheit zu beurtheilen. Garibaldi sowol, wie in noch weit höherm Grade Victor Emanuel, sind dämonische Naturen, die aus der innern Nothwendigkeit ihrer Natur heraus handeln, nicht nach Berechnungen der Politik. Der König in weit höherm Maße als der General: denn der letztere setzt nur sein Leben auf das Spiel, der erstere ein wohlgeordnetes Reich, und das will viel mehr sagen. Daß sie mit ihrer starken Leidenschaft in der Wahl ihrer Mittel auch noch große Klugheit verbinden, ist von hohem Werth, und es ist ja zu allen Zeiten so gewesen, daß große Naturen zuletzt das Verhängniß herausforderten und Alles auf einen Wurf setzten. Die Betrachtung dieses ganzen Schauspiels würde sehr erhebend sein, wenn wir als unbetheiligte Zuschauer im Parterre säßen; leider aber sind wir nur zusehr Mitspieler, und müssen daher unser Urtheil nicht nach den Gesetzen der Aesthetik, sondern nach Gesetzen der Politik bestimmen. Victor Emanuel setzt viel mehr aufs Spiel als er im günstigsten Fall gewinnen kann. Garibaldis Erfolge in Unteritalien gewähren unter allen Umständen ein glänzendes Bild, aber sie waren doch nur dadurch möglich, daß die dortigen Zustände durchaus faul und im Verfall waren. Eine solche Reihe von Niederträchtigkeiten, wie sie in der neapolitanischen Armee vorgekommen sind, findet in der ganzen Weltgeschichte keine Analogie! Wir wollen die Einzelnen darüber nicht anklagen, denn das System, welches die Regierung dort seit 40 Jahren verfolgt hat, führte mit Nothwendigkeit zu solchen Resultaten. Aber was soll Sardinien mit einem so erbärmlichen Material anfangen? Nicht einmal die militärische Verstärkung, die es von dorthier erhält, dürfte von Belang sein. Und indem es so seine positiven Staatskräfte auf einem unverhältnißmäßig großen Raum ausdehnt und dadurch schwächt, macht es sich durch seine Stellung im Kirchenstaat viel mehr von Frankreich abhängig als es bisher war und gibt die leitende Bewegung einer Macht in die Hand, über die es nicht verfügen kann. Ohne den Zug nach Sicilien und was daraus folgte, wäre es dem neuen Staat möglich gewesen, den Conflict mit Oestreich für die nächsten Jahre zu vermeiden; wie die Sachen jetzt stehn, ist es, wenn nicht unmöglich, doch wenigstens unendlich erschwert.

Tritt aber der Conflict ein, so ist zunächst die Wahrscheinlichkeit wie zehn gegen zwei, daß, wenn Frankreich sich nicht einmischt, Oestreich einen schnellen und entscheidenden Sieg davon trägt. Gestattet man ihm nun, diesen Sieg bis aufs Aeußerste



zu verfolgen, so steht eine Restauration in Aussicht, welche die Hoffnungen Italiens — (und Deutschlands) — vielleicht auf ein Jahrhundert hinaus niederschlägt. Denn darüber täusche man sich nicht! eine durch Waffengewalt niedergeschlagene Völkerhebung ist nicht ein Mittel die Volkskraft zu stärken. Die Polen haben sich 1831 wahrhaftig so tapfer geschlagen wie irgend ein andres Volk; die moralische Erhebung jener Periode hat aber keine Früchte getragen, da sie physisch unterlag.

Mischt sich Frankreich ein und trägt den Sieg davon, so wird es in Italien und ganz Europa übermächtig; theiligt sich ganz Deutschland ohne vorhergehende Garantien an diesem Kampf, so erfolgt ein wildes Hazardspiel ohne allen Zweck, dessen Gewinn Niemand berechnen kann, dessen Verluste aber für uns handgreiflich und unvermeidlich sind.

Aus allen diesen Prämissen ziehn wir folgende Resultate. — Es ist Deutschlands erstes Interesse, den Conflict zwischen Oestreich und Italien für jetzt zu verhindern. Es scheint uns nicht unmöglich, wenn sich Preußen nur dazu entschließt, einen offenen und selbständigen Weg zu verfolgen: wenn es Oestreich deutlich macht, daß jeder Angriff seinerseits auf Italien auf seine unbedingte Gefahr geschieht, und wenn es gegen Sardinien dasselbe erklärt. Preußen ist nicht ein übermächtiger Staat, aber mächtig genug, daß diese Erklärung in die Waagschale fällt. Wir sagten auf jede Gefahr, und meinen damit nicht bloß die Gefahr der preussischen Neutralität.

Wird aber der Krieg von Seiten Italiens begonnen, so würden wir auch hier die preussische Neutralität für unstatthaft halten. Indem Preußen Oestreich gegen französische oder russische Einmischung sichert und sich sofort für diese Lage in Bereitschaft setzt, übernimmt es damit den militärischen Oberbefehl in Deutschland und steckt Oestreich die Grenze fest, innerhalb deren es mit seiner Restauration stehn bleiben muß.

Dies sind unsere Interessen, sie sind glücklicherweise aber auch unsern Sympathien nicht entgegen. Wir haben Sympathien für die Italiener d. h. wir haben das Interesse daran, daß in Italien geordnete und Dauer versprechende Zustände entstehen. Unsere übrigen Sympathien beziehen sich in letzter Instanz darauf, daß wir auch in Deutschland feste und geordnete Zustände wünschen. Ein Krieg zwischen Oestreich und Italien oder ein Krieg zwischen Deutschland und Frankreich würde im gegenwärtigen Augenblicke diese Ordnung nicht fördern, sondern stören, dagegen ist zu erwarten, daß jedes Jahr der natürliche Verlauf der Dinge diese Verhältnisse klären und die Ordnung erleichtern wird. Preußen müßte es sehr künstlich anfangen, wenn es nicht jedes Jahr auf natürlichem Wege einen Schritt vorwärts kommen sollte; und in Oestreich ist ja auch durch den Reichsrath ein nicht unbedeutender Schritt zur gegenseitigen Aufklärung und Selbsterkenntniß geschehn. Nebenbei haben wir gegründete Sympathien für die österreichischen Finanzen und können in unserm eignen Interesse nicht wünschen, daß dieselben durch einen neuen Krieg vollständig ruiniert werden. Endlich aber: ist der Krieg durchaus nicht zu vermeiden, so müssen wir ihn in die Hand nehmen und ihn in unserm eignen Interesse führen.

† †

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen